

# Familienfreund

Blätter zur Unterhaltung und Belehrung

## Der Gänsehund.

5

Humoristische Novelle von D. Gaud. Bachmann.

(Nachdruck verboten.)

Ihre Traurigkeit griff ihm ans Herz. „Bitte, sagen Sie nicht Herr Doktor!“ bat er. „Dabei denkt man immer an Tee und Pillen, und das stört. Schenken Sie mir Ihr Vertrauen. Ich möchte Ihnen so gerne helfen, weil Sie so traurig aussehen. Denken Sie also, ich sei ein Blatt Papier.“

Sie blickte zu ihm hinüber und mußte trotz ihrer melancholischen Stimmung lächeln. Der wohlgenährte Herr mit dem rosigem Gesicht ein Blatt Papier!

„Dazu gehört viel Phantasie,“ sagte sie lächelnd, aber ohne Spott.

„Die Sie ohne Zweifel haben,“ fügte er freundlich hinzu. „Also wenn ich zum Beispiel Ihr Tagebuch wäre, was fürden Sie hineinschreiben?“

„Gar nichts, ich führe kein Tagebuch,“ entgegnete sie.

„Aber Fräulein,“ sagte er fast vorwurfsvoll, „irgendwo muß man sein Herz doch ausschütten, sonst erdrückt's einen ja. Sehen Sie, so groß kann kein Leid sein; daß es nicht kleiner würde, wenn man es mitteilt; und ein furchterliches, düsteres Geheimnis wird's ja doch auch nicht sein, was Ihr Leben beschattet.“

„Wie man's nimmt, nicht jeder legt den gleichen Maßstab an die Dinge.“

„Da muß man eben vergleichen. Also beichten Sie mal, liebes Fräulein, ich werde stumm sein wie zwei Gräber und ein Fisch,“ sagte er scherzend. Dann, als er ihre traurige Miene sah, fügte er ernst und herzlich hinzu: „Ganz im Ernst, Fräulein, ich habe das Gefühl, als ob ich Ihnen helfen könnte, und den guten Willen, es zu tun, habe ich auch, und zwar will ich Ihnen nicht mit Lebhaftigkeit oder ähnlichen, sondern mit einem gutgemeinten Freundeswort helfen.“

In den herzlichen Worten sowohl als auch in der Stimme des Mannes lag etwas, was das Mädchen wohltuend berührte, und ein Gefühl wallte in ihr auf, das ihr bisher kaum recht zum Bewußtsein gekommen war, oder das sie mindestens immer hatte niederkämpfen müssen: die Sehnsucht, sich mitzuteilen. Die Mutter, die ihre wirklichen oder gespielten Empfindungen jedermann auf den Tisch wärf, war keine Vertraute für ihr leusches Fühlens, und eine Freundin hatte sie bei dem Bingeuerleben, zu dem sie die Mutter verurteilte, nicht an sich schließen können. Die Herren, deren Bekanntschaft sie gemacht hatte, hofierten ihr, aber zeigten keine Teilnahme für ihr Seelenleben, und dieser Mann da, der weder poetisch, noch interessant aussah, hatte auf einmal mit den paar lieben Worten die Sehnsucht nach einem teilnehmenden Herzen in ihr geweckt. Sinnend sah sie eine Weile, dann fragte sie unvermittelt: „Haben Sie schon einmal im Leben gelogen?“

Er sah sie unsicher an. „O ja,“ sagte er dann, „sehr häufig. Wenn ich in der Schule nachsitzen mußte, war ich äußerst phantasievoll im Ausreden.“

Sie schüttelte ernst den Kopf. „Nein, ich meine ernsthafte Lügen. Waren Sie schon einmal in der Lage, eine falsche Rolle zu spielen, etwas anderes vorzustellen als Sie sind?“

Ihm ward unbehaglich bei dieser Frage: sollte sie etwas gehört haben? Er schämte sich vor dem Mädchen und nahm sich vor, sich aus dieser Situation baldigst zu

befreien.

„Ja, ich bin — ich bin — ich war in dieser Lage,“ stotterte er,

„Und wie war Ihnen dabei?“ fragte Edith dringend und sah ihm fast ängstlich forschend ins Gesicht.

„Schrecklich, furchterlich!“ rief er überzeugungsvoll.

„Mir steht — mir stand der Angstschweiß auf der Stirn.“

„Sehen Sie!“ sagte Edith mit schwermütigem Kopfnicken.

„Und wenn man das nun sein ganzes Leben lang tun muß, meinen Sie, daß man dabei rosig aussehen kann? Das heißt, wenn man das Gefühl, eine unwürdige Rolle zu spielen, behält.“

„Nein, Fräulein,“ entgegnete er ernst. „Dabei würde sogar ich blau und mager werden. Aber es gibt ein Mittel dagegen.“

„Ein Mittel?“ fragte sie rasch. „Und das wäre?“

„Irgend einem Menschen die Wahrheit sagen, das erleichtert, das breit,“ erwiderte er ebenso rasch.

„Alle Leute sind's ja nicht wert, daß man ihnen die Wahrheit sagt, aber Sie und da ein Mensch wohl. Wissen Sie was, Fräulein, ich gehe mit gutem Beispiel voran und beichte Ihnen. Wissen Sie, wer ich bin? Ein Tierarzt.“ Er hatte es eilig hervorgestochen und atmete jetzt erleichtert auf.

„Ein Tierarzt?“ fragte Edith erstaunt. „Ja, aber —“

„Was suchen Sie dann bei mir?“ ergänzte er. „Das wollen Sie wohl sagen. Ja, Fräulein, ich spiele eben eine falsche Rolle, die mir aufgezwungen wurde. Ich sollte es eigentlich nicht sagen, aber nachdem ich nun einmal den Doktor spielen muß und ich erkannt habe, daß die Wahrheit die Medizin ist, die Ihnen hilft, so muß ich sie eben anwenden. Also: Ihre Frau Mama hat einen Arzt gewünscht und Ihr Herr Oheim, der ihr offenbar nichts abschlagen will, und der mit dem Bezirkssarzt irgendwie verfeindet sein soll — was mir übrigens ganz neu ist — hat mich gebeten, den Doktor zu spielen. Ehe ich mich noch weigern konnte, waren Sie schon hier und da saß ich in der Falle.“

Gespannt hatte ihm Edith zugehört. Ihr Gesicht schien noch schmäler, ihre Augen schienen noch größer zu werden.

„Verzeihen Sie, was ist der Bezirkssarzt für ein Mann?“ fragte sie.

„Ein eleganter, junger, schöner Mann, der Abgotter aller Mädchen,“ berichtete er wahrheitsgetreu.

„Verheiratet?“ fragte sie fast atemlos weiter.

„Nein, nicht einmal verlobt,“ erwiderte er und sah sie erstaunt an; dann fuhr er fort: „Der Adonis gibt sich nicht billig her und hier in der Gegend sind Millionen schwer zu haben.“

Um Ediths Mund hatte sich wieder der scharfe, bittersaure Leidenszug gelegt, der sie stets um Jahre älter erscheinen ließ. „Also das, wieder das!“ rief sie aus. „Wieder die Lüge, die tausend andere Lügen erzeugt, die Lüge, unter der ich zusammenbreche, die mich töten wird. Wieder das selbe, immer dasselbe Spiel.“ Sie brach in Tränen aus.

„Fräulein, bitte, nicht weinen!“ bat er erregt. „Erklären Sie mir —“

Sie richtete sich plötzlich auf. „Ja, das will ich,“ sagte sie energisch und trocknete ihre Tränen. „Ich will nicht mehr weiterlügen, einem Menschen gegenüber will ich

... wenigstens frei und wahr sein. Also hören Sie: Wir sind Besitzer eines äußerst bescheidenen Vermögens, Mama und ich, aber vor langer Zeit hat sich einmal das Gerücht verbreitet, Mama habe einen amerikanischen Millionär geheiratet und von diesen erdichteten Millionen leben wir. Mein Vater war ein kleiner Schauspieler und da er es zu nichts brachte, ging er mit meiner Mutter nach Amerika und dort wurde ihm eine Kunst, die er bisher aus Liebhaberei getrieben hatte, zum Segen. Er lochte nämlich sehr gut und so fand er bald einen Posten als Koch. Es ging uns sehr gut in New York und als mein Vater starb, hinterließ er ein kleines Kapital, von dem wir zwar bescheiden, aber doch ganz nett leben konnten. Wir zogen nach Deutschland und lebten in einem kleinen Städtchen ganz ruhig und hübsch. Aber vor ein paar Jahren fiel es der Mama ein, daß Gerücht zu benützen, von dem sie durch ihren verstorbenen Vater gehört hatte, und so zogen wir von einem Orte zum anderen, alle außindbaren Verwandten besuchend, weil die Mama hoffte, daß ich auf diese Art . . . Sie hatte heftig und erregt gesprochen, nun hielt sie auf einmal erschrocken inne. „Rein, das kann ich nicht sagen,“ flüsterte sie und wandte sich ab.

„Dann sag' ich es,“ entgegnete Liebhardt, der ihr gespannt zugehört hatte. „Die Mama hoffte, daß Sie auf diese Art eine glänzende Partie machen würden. Armes Kind!“

Sie war bleich geworden, als er das in so klaren Worten sagte, dann schoß ihr das Blut ins Gesicht.

„O, wenn Sie wüssten,“ rief sie leidenschaftlich, „wie mich das empört, angewidert, gedemütigt hat vor mir selber, wie oft ich Mama auf den Knien gebeten habe, heimzulehren in unser friedliches Nest! Aber so lieb sie mich hat, darin gibt sie nicht nach. Und so muß ich weiterleben als Betrügerin!“

„Aber, liebes Fräulein!“ tröstete er tröstend.

„Ja doch!“ beharrte sie. „Ist es anderes als Betrug, wenn man andere täuscht, in ihnen Hoffnung erweckt, die man nicht erfüllen kann? Und dabei noch das widrige Schauspiel, diejenigen, die man betrügen will und soll, selbst als Betrüger zu sehen; o, wie schrecklich es doch zu geht auf der Welt! Sehen Sie, wohin wir auch kamen, immer war ein Sohn, Neffe oder Bester da, der mit mir oder vielmehr mit meinen Millionen beglückt werden sollte und der mir aus eigenem oder fremdem Antrieb auf Leben und Tod den Hof machte; alle übrigen Herren aber wurden sorgsam ferngehalten. Und nun auch hier, auch hier dasselbe Spiel, dasselbe gegenseitige Beträgen!“

„Nehmen Sie's nicht so tragisch, Fräulein,“ sagte er in beruhigendem Tone, „und trösten Sie sich jetzt mit dem Bewußtsein, daß es wenigstens einen Menschen gibt, der die Wahrheit kennt.“

„Das ist mir auch eine Wohltat,“ entgegnete sie mit einem tiefen Seufzer der Erleichterung.

„Und darf ich wiederkommen, nach dem Besinden meiner Patientin zu fragen?“ bat er und hielt ihr seine beiden Hände hin.

Rasch und freudig legte sie ihre Hände in die seinen und erwiderte herzlich: „Gewiß, und zwar recht oft; ich werde dann alles wieder leichter tragen, meine Betrügerrolle und den Anblick der anderen, denen ich unter die Maske geschaut.“

Er hielt ihre Hände fest, und einige Sekunden lang sahen sie einander in die Augen; aus ihrem Blick sprach inniges Vertrauen, aus dem seinen wärmste Teilnahme und Freude über das gewonnene Vertrauen. Plötzlich spielte ein gutmütig-spötternder Zug um seinen Mund.

„Sagen Sie, verehrtes Fräulein, fällt Ihnen nichts auf bei der Geschichte?“ fragte er.

„Was sollte mir denn auffallen?“ fragte sie erstaunt.

„Na, sehen Sie, ich bin statt des gefährlichen Doktors hier und bin doch auch nicht älter als er und bin auch Junggeselle — zu deutsch Garçon —; sagen Sie, bin ich denn so gar nicht gefährlich?“

Sie betrachtete ihn lächelnd.

„So sagen Sie's, Fräulein, aber aufrichtig,“ bat er. „Gefährlich nicht, aber herzensgut,“ erwiderte sie und drückte noch einmal seine Hände.

„Also bloß gut! Na, ist auch etwas, wenn auch nicht viel,“ sagte er mit einem komischen Seufzer; bei ihrem Händedruck aber ward ihm so merkwürdig warm ums

Herz wie noch nie; er hob die beiden blässen Hände empor und lächte sie.

In dem Augenblick trat Fritz ein.

„Ah guten Morgen, Herr Liebhardt, was machen denn Sie da?“ rief er. „Ist was Krank bei uns?“ Erwa gar der Schimmel?“

„Rein, ein Läubchen diesmal,“ antwortete Liebhardt rasch gesäßt.

„Ach, gehen Sie doch!“ meinte Fritz ungläubig. „Wegen einer Taube hat Sie Papa gewiß nicht gerufen.“

„Warum zweifelst du daran?“ fragte Edith heiter. „Aber das wäre doch gar zu dummi; die Behandlung kostet doch mehr als zehn gesunde Tauben,“ meinte er altläufig.

„Bist du aber ökonomisch!“ sagte Liebhardt bewundernd. „Wenn man aber nun die Leiden der kranken Taube lindern will?“

„D, da dreht man ihr einfach den Hals um, das ist das kürzeste,“ meinte Fritz.

Liebhardt's Blick flog zu Edith hinüber, die ihn traurig erwiderte. „Wenn man es doch getan hätte!“ sagte sie seufzend.

„Ach, du hast eine kranke Taube, Edith!“ fragte Fritz. „Ja, wo denn?“

„Zu Hause, Fritz,“ entgegnete sie. „O weh, wenn die nicht von selber gesund geworden ist, muß sie längst tot sein, bis dein Brief mit einem Rezept kommt,“ meinte der Knabe mit verächtlichem Nasenrumpfen. „Ihr Mädel seid ja so dummi.“

„Fritz, Fritz!“ erschallte Kienholz' Stimme aus dem Garten.

Fritz, der soeben verächtlich von der Dummheit der Mädchen gesprochen hatte, verschwante es durchaus nicht, Schutz bei einem solchen zu suchen.

„Läßt mir nichts tun, Ditha!“ bat er und ersaßte die Rockfalten Ediths. Kienholz trat ein.

„Ah, da ist er ja,“ rief er, Fritz bemerkend.

„Läßt ihn doch, Onkel!“ bat Edith. „Ich tue ihm ja nichts, was hast du denn?“ fragte er erstaunt und näherte sich seinem Sproßling, der trotz dieser Versicherung eben zu einem Gebrüll sich anschickte; in dem Augenblick aber trat Tante Amalie ein und rief: „Läßt die Verfolgung seines Sohnes auf.“

„Kun, was raten Sie mir für meinen kleinen Freising, Herr Doktor?“ wandte sich Frau Amalie an Liebhardt. „Sprechen Sie es aus, Sie können jedes Opfer verlangen! Soll ich nach dem Nordpol mit ihr oder . . .“

„Nein, nein, Sie sollen ruhig hier bleiben,“ unterbrach sie Liebhardt. „Das Fräulein braucht Ruhe und ein freudliches Familienselben und das findet sie hier am besten.“

„Findet sie, findet sie!“ rief Kienholz erfreut. „Sie sind ein Brachtmensch, liebster Doktor, hab's immer gesagt. Wenn ich um meine Meinung gefragt würde, wären Sie längst zum Professor ernannt.“

„Lieber Herr Doktor,“ rief nun auch Frau Amalie begeistert, „wenn Sie mir mein Kind gesund machen, dann sollen Sie sehen, was ich für Sie tue. Wenn ich wieder zurückkehre aus meiner Zurückgezogenheit in die Berufe, in denen ich gewohnt bin zu verkehren, dann sind Sie, Sie daran denken, an irgend eine Universität berufen.“

Liebhardt verbogte sich ungemein tief, weil er dies so am besten gelang, sein Lächeln zu verbergen.

„O, danken Sie nicht,“ wehrte Frau Amalie ab, „Liebhardt nur daran dachte, ein Wort zu erwideren, fällt es nicht schwer, denn ich habe Connaisseances, Connaisseances . . . nicht wahr, Ditha?“

Liebhardt vermied es, das Mädchen anzusehen, wußte er doch, wie peinlich sie wieder von der Flunkerei ihres Mutter berührt sein mußte.

„Sie frühstücken doch mit uns, Doktorchen, was?“ fragte Kienholz herzlich. „Lassen Sie die Patienten mal hüschen warten.“

Lautes Lachen ertönte aus einer Ecke des Zimmers. „Die sagen schon nichts, hehe!“ lachte Fritz. Kienholz fuhr herum und warf dem Knaben einen heimlichen, aber fülligen Blick zu; er sah sich aber rasch und sagt mit gezwungenem Lächeln: „Ja, jawohl, vom Herrn Doktor Liebhardt läßt man sich eben alles bieten.“

(Fortsetzung folgt.)

## Die größten Siege der Weltgeschichte.

— Die Winterschlacht in Masuren ist der Kriegsbeute und dem taktischen Erfolge nach an gigantischer Größe nicht nur der größte Sieg dieses Krieges, sondern die gewaltigste Tat der Weltgeschichte. Klein, beinahe verschwindend klein nehmen sich dagegen die Siege des Altertums aus, über die außerdem zuverlässige Zahlen fehlen.

Wenn das Ziel eines Feldherrn die Vernichtung des Gegners ist, so kann eigentlich aus dem Altertum nur der Sieg Hannibals bei Cannae 216 vor Christi Geburt und die Schlacht im Teutoburger Wald (9 nach Christi Geburt) herangezogen werden. Das Mittelalter und auch noch die ersten Jahrhunderte der Neuzeit waren die Zeiten der kleinen Heere und kleinen Siege. Selbst die Siege Friedrichs des Großen sind mit verhältnismäßig geringen Truppen erzielt worden; den Sieg bei Rossbach (1760) errangen 27 000 Preußen. Erst die napoleonischen Kriege sehen größere Heeresmassen. So kämpften in der bis dahin größten Schlacht der Weltgeschichte, an der Berezina, an 200 000 Mann. Das Kräfteverhältnis bei Leipzig durfte im allgemeinen der Zahl der zur „Winterschlacht in Masuren“ angesezten Kräfte nahegekommen sein. Napoleon hatte knapp 200 000 Mann gegen ¼ Million, die die Verbündeten ins Treffen führten. Vollständig war der Sieg nicht, denn es gelang bekanntlich Napoleon, mit einem großen Teil seines Heeres sich der Umstümmerung der Verbündeten zu entziehen.

Ein wirklich großer und vollständiger Sieg ward zum ersten Male bei Sedan errungen. Der französische Kaiser und Mac Mahon wollten dem bedrängten Bazaine zu Hilfe eilen. Sie hatten eine Armee von vier Armeekorps. Zwei besuchte Armeen mit insgesamt sieben Korps zogen ihnen entgegen, umfassten sie von beiden Seiten, und als nach dem blutigen 1. September 1870 sich die Nacht herniedersenkte, da war der eiserne Ring geschlossen, aus dem es hinkte, da war der eiserne Ring geschlossen, aus dem es kein Entrinnen gab: 83 000 Gefangene samt Kaiser und Marschall verhinderte der Draht am nächsten Tage der stürmenden Welt.

Selbst die Einkreisung von Tannenberg (27. bis 29. August 1914) kann sich an Größe mit der Schlacht von Sedan nicht messen; denn wenn auch die Anzahl der Gefangenen (92 000) den Erfolg von Sedan anscheinend in den Schatten stellte, so darf doch nicht verkannt werden, daß noch ein kleiner Teil der russischen Marew-Armee sich damals retten konnte.

Übertrifft wird Sedan erst durch die „Winterschlacht in Masuren“. Denn hier ist eine feindliche Armee (die 10. russische Armee) vollkommen vernichtet worden, und die Kriegsbeute (über 100 000 Gefangene) übertrifft den Sieg von Sedan noch um ein Viertel. Wir können daher mit Zug und Recht sagen, daß die Winterschlacht in Masuren den größten Sieg der Weltgeschichte bedeutet.

## Scherz und Ernst

— **Unser Kronprinz.** In der Wochenschrift „Heilig dem Herrn“ lesen wir: Die feindlichen Truppen stehen sich in Frankreich zum Teil so nahe gegenüber, daß sie genötigt sind, ihr Wasser beiderseits von derselben Stelle zu holen. Hierbei wird dann gewöhnlich ein Kesseltreiben veranstaltet. Unser Kronprinz befand sich mit seinem Stabe auch einmal an diesem Punkte. Da gelang es den Feinden, ihn zu umringeln. Ganz plötzlich sah ein heftiger Hagelschauer ein. Es wurde ganz dunkel. Der Hagel fiel so dicht, daß man kaum den Nebenmann sehen konnte. Als der Hagel fiß überzog, — war kein Franzose mehr zu sehen. Da kommandierte der Kronprinz: „Helm ab! Nieder auf die Knie! Die Hilfe kam von Gott. Wir müssen ihm danken!“ Und dann dankte er Gott für dies Wunder seiner Gnade.

— Ein russischer Kavallerieoffizier berichtet: Graf Géza Zichy, der bekannte einzigartige Kavallerievirtuose und Komponist, besuchte die im Garnisonspital untergebrachten Soldaten, von denen einige der Armee abgenommen werden müssen. Graf Zichy unterwies sie an Beispielen, wie man sich auch mit einem Arm an- und auskleiden, waschen, Arbeiten verrichten und sonstige Dinge vollbringen könne. Die Vorführungen des Grafen fanden den lebhaftesten Beifall der Soldaten.

— **Die russischen Judenverfolgungen.** Im „Corriere della Sera“ beschäftigte sich vor kurzem Luigi Buzzati mit den religiösen Verfolgungen in Russland. Die Tatsachen, die er angibt, dürften wohl keinem Zweifel unterliegen. Wir entnehmen dem lehrreichen Aussatz folgendes: Die russische Regierung hat auch in diesem Kriege religiöse Verfolgungen gegen alle nicht-griechisch-orthodoxen russischen Bürger eingeleitet, so vor allem gegen die Katholiken und gegen die Juden in Polen. Nun haben die Katholiken schließlich noch ihre Schirmherren, die Juden suchen aber schon seit Jahrhunderten vergeblich danach. Es ist daher auch begreiflich, daß die Juden, die andauernd rechtlos gewesen sind, jede Veränderung mit lebhafter Freude begrüßen und im Grunde genommen, der Rot gehorrend, revolutionär gesinnt sind. Mit Kosciusko kämpfte im Jahre 1794 auch ein jüdisches Freiwilligenkorps den letzten polnischen Kampf um die Freiheit. Und auch im letzten polnischen Aufstand, im Jahre 1861, standen die Juden mit den Polen vereint; sie waren dabei, als die Russen auf die niedergekneigte Bevölkerung Warschau in blinder Wut ihre Salven feuerten; sie sangen mit den anderen den polnischen Hymnus „Bdymiu posarow“; sie folgten ihren Rabbinen in hellen Scharen in die polnischen Kirchen, und die polnischen Katholiken feierten mit den Juden das Fest der vermutlichen Freiheit in den Synagogen. Altes und neues Testament war versöhnt. Die Russen antworteten mit Pogromen. Und in diesem Krieg wurden dieselben Grausamkeiten angewendet. Der Fall von Lamsch ist bekannt. Die Juden wurden beschuldigt, den Österreichern Dienste erwiesen zu haben. Sie beteuerten ihre Unschuld. Man machte kurzen Prozeß, erschöß die fünf angesehensten Männer, und sieben weitere Blutzugaben wären gefolgt, wenn nicht der Pope selber sich für die Unschuld der Deutschen verantwortet hätte. Der niederrüchtigste Fall behandelt das Schicksal eines jüdischen Soldaten, der sich heldenhaft im Galizien schlug und dort schwer verwundet wurde. Er wurde nach Moskau ins Lazarett geschafft, dort mußte ihm ein Bein abgenommen werden, und dabei wurde auch festgestellt, daß er Jude sei. Nun dürfen aber die Juden in Russland nur gewisse westliche Landstriche bewohnen, so vor allem eben Polen und die Ukraine. Es wurde ihm daher befohlen, sofort trotz seiner unverheilten Wunde Moskau zu verlassen und in seine Heimat zurückzukehren. Vergebens wagte der Arme die Einwände zu erheben, daß seine Heimat zurzeit von den Österreichern besetzt sei und er daher in Gefangenschaft geraten werde; aber man gab ihm höhnisch zur Antwort: jetzt, da er nur ein Bein habe, sei er ohnedies dienstuntauglich, und da sei es weiter nicht gefährlich, wenn er in die Hände der Österreicher falle.

— **Die Schäfe des verstorbenen amerikanischen Milliardärs Morgan.** Der amerikanische Fiskus hat nun die Schätzung des Nachlasses von Pierpont Morgan vorgenommen, um danach die Erbschaftsteuer zu berechnen. Wie dem „Täglichen Correspondenten“ mitgeteilt wird, sind die Möbel im Hause des verstorbenen Bankiers an der Ecke der Madison Avenue und der 36. Straße in New York auf etwa 4 Millionen Mark geschätzt worden, das Silberzeug auf 400 000 Mark, verschwundene kostbare Juwelen auf 270 000 Mark, die Weine im Keller auf 280 000 Mark, eine Landschaft von Corot „Die über den Fluß gefallenen Bäume“, auf 80 000 Mark; die „Bassdin“, eine Statue von Houdon aus dem Jahre 1787, auf 500 000 Mark; ein Gobelins aus der Savonnerie auf 80 000 Mark. Zwei Weinfässchen aus ziseliertem Gold, eine venezianische Arbeit, die früher im Besitz der Dogen gewesen war, wurde auf 60 000 Mark geschätzt. Fünf große venezianische Vasen auf dasselbe. Das

monatlicher Morgane wurde definiert mit 10 000 Mark wert. Das versteckte Schatzkästchen des Palastes an der Fabrik Avenue war aber die berühmte Bibliothek. Model und Kunstsammlungen, die sie schmückten — ganz abgesehen von den Büchern, Manuscripten und Sammlungen — sollen allein 1 Million Mark wert sein. Die Teppiche von Brüssel sind darin mit 60 000 Mark eingebettet. Von den italienischen Meisterwerken hat bei der Schätzung den höchsten Preis erzielt der Tornabuoni von Chirlandanz; er wurde mit 100 000 Mark eingeschätzt. Man erwähnt diese Schätzung immer mit dem kaum unterdrückten Bedauern, daß dieser Mann, der nur den materiellen, nie den inneren Wert dieser Schätzung verstand, all dieses kostbare Gut dank seines gefüllten Geldbeutels bei sich hantieren durfte.

= Romanisches Naturgefühl. Einen kleinen Beitrag zum beliebten Thema „Deutsche Barbaren“ liefert Börries von Münchhausen im demnächst erscheinenden März der „Türmer“. Er zieht nämlich einen Vergleich zwischen dem germanischen und dem romanischen Naturgefühl und trifft dabei folgende Feststellungen, die sich zwar scheinbar auf die Sprache beziehen, in Wirklichkeit aber den Volkscharakter treu widerspiegeln. Die romanischen Völker haben keine Bezeichnungen für die tausend Einzelabarten der Räuber; wir kennen die Namen: Blattröhrchen, Hirschläser, Totenuhren usw.; der Franzose entlehnt schon das Wort „coleoptere“ dem Griechischen. Die Schmetterlinge führen im Deutschen vielerlei Namen, so: Kohlweichtling, Trauermantel, Berlinerflügler usw.; die französische Sprache ist arm dafür. Mit den Vögeln ist es ähnlich: Nur die alltäglichsten Sorten haben ihre Benennung bei den Romanen, während wir eine Fülle von Namen aufweisen können. Mit den Pflanzen ist es genau so. Wo finden wir in der französischen Sprache so innige Bezeichnungen, wie: Männertrüte, Rittersporn, Hirtentäschchen usw.? Selbst die Unkrauter führen in der deutschen Sprache ihre Namen, während sie der Franzose allgemein mit „mauvaise herbe“ abtut. Und so ist es auch in der Kunst. Es ist erstaunlich, daß beispielsweise im Palazzo Pitti nur zwei Landschaften und Stillleben hängen, und die stammen von deutschen oder holländischen Meisterhänden. Darum erscheint dem Verfasser der Schluss auch nicht gewagt, daß auch in der Kunst das tiefere und vollere Empfinden bei den Germanen und nicht bei den Romanen zu suchen ist. Die Kunst des einfachen, verständnismäßigen Nachbildens haben die Romanen großartig erfaßt; nur auf romanischem Boden konnte der Naturalismus gedeihen (Goya und andere); aber die Kunst der Seele, die ist das Vorrecht der Germanen.

ff. Einer, der mit 97 Wunden lebend davonkam. Die „Höchstleistung“ an Wunden dürfte ein französischer Arzt Dercle erreicht haben, der im Belde-Grace-Hospital zu Paris geheilt wurde. Er zählte auf seinem Körper nicht weniger als 97 Wunden, die er allesamt von einer Granate erhielt. Es muß schon ein Wunder genannt werden, daß er den Verwundungen nicht erlegen ist; denn sein Körper hat kein menschliches Aussehen mehr, sein linker Arm ist bis auf den Knochen zerfleischt und auch die Beine sind böse dabei weggekommen. Dercle selbst beschreibt seinen Unfall folgendermaßen: Er war gerade in der Feuerlinie, um Verwundete aufzusammeln, als unmittelbar vor ihm die Granate platzierte. Im nächsten Augenblick war auch sein Körper über und über mit Wunden bedeckt. Der Arzt wunderte sich übrigens weniger darüber, daß er nicht sofort zu Tode getroffen wurde von der Wucht des Geschosses und seiner Splitter, als vielmehr darüber, daß er den unvermeidlichen Blutverlust und die Infektion gefahr so leicht überstanden hat.

ff. Die Petroleumgewinnung der Erde vollzieht sich zum größten Teil in den Vereinigten Staaten von Nordamerika. Dort werden 62 Prozent der gesamten Produktion der Welt gewonnen. Danach folgt Russland mit etwa 20 Prozent, dann Niederländisch-Indien mit 3 Prozent, Mexiko mit 4 Prozent und andere kleine Produzenten. Für uns erreichbar ist einstweilen nur die Produktion von Rumänien, die etwa 4 Prozent ausmacht, während die Produktion von Galizien, die 2,5 Prozent ausmacht, gegenwärtig für uns abgeschnitten ist.

ff. Napoleon und der Wiener Monarch. In einem längeren Aufsatz über „Die Feste des Wiener Kongresses“ erläutert J. W. Schönthal in der Zeitschrift „Frauenkapital“ an, wie die Freiheit von der Flucht Napoleons nach Wien gesangt wurde wie sie wirkte. „So verloren die Tage, und zwischen den Festen trieb der Kongress ein beschämendes Mauerblümchen, bis — bis der 7. März heransam. Am Abend gab man ein pantomimisches Ballett, „Die Hochzeit der Pythie“, worin der ganze Olymp austrat. Den Vater gab Prinz Leopold von Coburg, der nachmalige erste König der Belgier. Aber man spielte ausgereizt als sonst; denn ein unverblümtes Gericht war auf der Bühne, hinter die Kulissen und ins Parkett gedrungen: „Napoleon ist von der Insel Elba entkommen!“ Und andere wieder erzählten, sie hätten doch in derartiger Pause den Zaren zu Kaiser Franz sagen hören: „Ich verfüge sofort über 300 000 Mann, die der Koalition der Mächte überall zur Verfügung stehen.“ Das Gerücht entbehrt in der Tat nicht der Wahrheit. Am selben Morgen des 7. März war ein Offizier des Generalkonsulats von Genua mit einer als dringend bezeichneten Despatche eingetroffen. Fürst Metternich, der erst in den Morgengestunden übermüdet nach Hause gekommen war, ließ sie einzuholen unverzüglich liegen; als er sie gegen Mittag endlich erbrach, glaubte er seinen Augen nicht trauen zu sollen; das Schriftstück enthielt nur die mühseligen Worte: „Napoleon disparu d'Elba“. (Napoleon von Elba verschwunden.) Diese vier Worte machten mit einem Schlag den Festen des Wiener Kongresses, den Liebschaften, den politischen Intrigen, denleinlichen Bänkereien ein Ende. Was würde werden? Was wird die Zukunft bringen? Wird nicht ein Teil der vom Kongress übel behandelten Fürsten sich womöglich gar auf die Seite des französischen Kaisers schlagen? Von der Gärung in Frankreich wie von den Zwischenfällen und Verwirrungen auf dem Wiener Kongress war Napoleon ununterrichtet gewesen. Er rechnete darauf, daß die Verbündeten (vor allem Russland) nicht vollzählig gegen ihn auf den Plan treten würden. Er sollte sich bitter getäuscht haben. Trotz allen Zwiespaltes und Haders, obwohl Napoleon die Metternichsche Politik vollkommen entstellt, waren die Verbündeten schon am 8. März einig und erklärten Napoleon in die Nacht. Und wenn den Gedächtnissen auch zunächst ein Triumphzug nach Paris führte, schon wenige Wochen später wurde sein Schicksal endgültig durch die Katastrophe von Waterloo besiegt. Das Ende war Sankt Helena.“

\*  
= Das Sankt-Helena-Spiel. Das „Daily Chronicle“ entblödet sich nicht, Mitte September die Zuschrift eines spleenigen Engländer zu bringen, der glatt forderte, Kaiser Wilhelm solle auf Lebenszeit nach St. Helena verbannt werden. Aus dieser Idee will nun ein englischer Fabrikant Ruhen ziehen. Er stellt ein Spielzeug für Kinder und Erwachsene her, das der in Berlin erscheinende „Wegweiser für die Spielwaren-Industrie“ folgendermaßen beschreibt: „Die mit den Farben der englischen Flagge geschmückte Hülle des Spiels trägt die Aufschrift, daß es sich um ein Kriegsspiel handelt, enthält aber zugleich auch die Spielregeln, die allerdings nur in einem einzigen Satz bestehen. Dieser lautet, frei übersetzt, ungefähr wie folgt: „Man nehme eine Umläufung Europas vor und werfe den Kaiser in den ihm gebührenden Ort.“ Dafür man den Kasten, so sieht man eine Landkarte von Europa, welche an der Stelle der Hauptstädte der hauptsächlich an dem Kriege beteiligten sechs Staaten Vertiefungen enthält, die zur Aufnahme kleiner Spielzügeln geeignet sind. Außerdem sind noch Vertiefungen für Elsaß-Lothringen und Kiel vorgesehen. Zum Spiel gehören fünf solcher Kugeln. Die Ausgabe des Spieles soll darin bestehen, daß die fünf Kugeln, die verschieden gefärbt sind, in die Vertiefungen von Elsaß-Lothringen, Kiel, Wien und Berlin gebracht werden, während die fünfte, den deutschen Kaiser darstellende Kugel für eine außerhalb der Landkarte gelegene Vertiefung bestimmt ist, die die Insel St. Helena darstellen soll. Es erübrigt sich, auf die Spielregeln und den Verlauf des Spieles näher einzugehen; denn die gemachten Angaben reichen vollkommen aus, um zu erkennen, daß es sich um ein Produkt handelt, das einzig und allein gemeinter Schmäh- und seine Entstehung verdankt.“ Na, dann wird es ja in England jetzt einen Riesenabsatz finden.